

## Leseprobe

# Der Tote in der Heide

## Vorwort

Die Umsetzung des DBU-Projektes [1, 2] zur Renaturierung von Kiefernreinbeständen hat mich veranlasst, den Kriminalroman „Der Tote in der Heide“ zu schreiben. Der begleitende Dokumentarroman „Die Brandstifter in der Heide“ untermauert den Inhalt dieses Krimis mit Fakten, Aspekten und Zitaten. Er enthüllt die unglaubliche Wahrheit hinter der trügerischen Vision von Wildnis, über die sonst niemand offen spricht - im Gegenteil: Politiker rätseln, wer die Brandstifter in der Heide sein könnten. Dass Totholz jährlich fast elf Milliarden Tonnen klimaschädliches Kohlendioxid freisetzt, wissen sie offenbar nicht. Und dass dieser Umgang mit dem Wald beste Bedingungen für den Borkenkäfer und andere Holzschädlinge schafft, scheint auch unbekannt zu sein. Über das Waldsterben aber wundert man sich.

Beide Romane machen eines sehr deutlich: Die komplexen Vorgänge in der Natur sind nicht das Ergebnis menschlicher Wunschvorstellungen. Ein Urwald lässt sich nicht herbeizaubern, auch nicht durch die sogenannte Renaturierung von Kiefernreinbeständen. Hier geht es um das teilweise schon umgesetzte Projekt der Deutschen Bundesstiftung Umwelt von 2012, 2013: Waldumbau u.a. durch Totholzproduktion, Windbruch- und Windwurfsimulation sowie Wald-

brände (Abb. 12, 14, DBU-Projekt). Stattdessen sollte der Wald gepflegt und erlebbar gemacht werden, so wie es unsere Vorfahren getan haben - ein wirklich spannendes Thema!



**Abb. 12.**

Möglichkeiten der Totholzetablierung mittels Verletzung des Kambiums am stehenden Stamm (a & b) und technische Umsetzung der Windbruchsimulation (c) (aus: SIMILA & JUNNINEN 2012, S.15a, b, und c)



**Abb. 14.**

Unterschiedliche Behandlungsvarianten in Kombination mit Feuer  
(aus: VANHA-MAJAMAA et al. 2007; S. 80)

[1] Konzeption eines DBU-Projektes zur Renaturierung von Kiefernreinbeständen – Projektlaufzeit und Projekt-Nr. bei der DBU: 01.04.2012 – 30.09.2013, AZ 30108-33/0]

[2] DBU – Deutsche Bundesstiftung Umwelt – besteht aus Mitgliedern, die von der Bundesregierung berufen werden

### III

**S**echs Monate später. Vor der Kneipentür in Hexhütten herrschte Gedränge. Jeder war bestrebt, einen günstigen Platz im Saal zu erhalten, doch der Einlassdienst ließ ein vorzeitiges Betreten der Gaststätte nicht zu. Diese Informationsveranstaltung, in der die Zukunft der Schönblumer Heide Thema war, hatte reges Interesse bei den Menschen dieser Gegend geweckt.

Jemand tippte Stefan Berrendt auf die Schulter. Er drehte sich um.

„Kuhsewicht?“, fragte Stefan ungläubig.

Der Förster wurde von einer jungen Frau begleitet. Sie kam Stefan vor wie ein Dämon in der Gestalt einer bezaubernden Weibsperson, passte überhaupt nicht zu Kuhsewicht. Oder doch? Sie war eine große, schlanke Frau mit dunklen, durchdringenden Augen, langem, schwarzgelocktem Haar und sonnengebräunter Haut. Ihre Gesichtszüge waren von einer gewissen Raffinesse geprägt. Stefan war fasziniert von ihr und fragte sich, wie Kuhsewicht an eine so bezaubernde Frau gekommen war.

Dieser Kuhsewicht benahm sich immer wie der große Zampano und schreckte vor nichts und niemandem zurück. Hatte er sie damit verzaubert? Stefan war es ein Rätsel. Aber er wusste, wie er mit Kuhsewicht umzugehen hatte, er versuchte sofort, die Oberhand zu gewinnen.

„Kuhsewicht, was treibt dich als Berliner zu dieser Veranstaltung, in der es um die Schönblumer Heide geht?“, fragte er.

„Das gleiche, wie dich, Berrendt. Wo hast du denn deine Frau gelassen? Ich habe meine mitgebracht.“

„Das wird der Liebe Gott nicht wollen!“, reagierte Kuhsewichts Begleitung und grüßte Stefan an. Mit 1,98 Metern Größe und seinem Rauschebart traf er offenbar genau ihren Geschmack. Kuhsewicht hingegen machte seinem Namen überhaupt keine Ehre. Obwohl er stets betonte, dass er seinem Namen nach ein kleiner Mann mit ansprechendem Äußeren sei, blieb er für Stefan immer ein charakterloser armer Wicht. Scheinbar sah es dessen Begleitung nicht anders, denn sein Erscheinungsbild hatte nichts von einem Supermann. Sein loses Mundwerk, mit dem er versuchte, sich zu profilieren, half ihm da nicht weiter.

„Die ist nicht deine Kragenweite“, schlug Stefan in die Bresche der Frau ein. „Und du weißt doch, dass ich mich von deiner Schwester getrennt habe.“

„Logisch, ich meinte deine Neue. Wärest du mal bei meiner Schwester geblieben.“

„Weil sie deinen Charakter hat? Nee! Ich werde die Scheidung niemals bereuen.“

Die Tür der Gaststätte öffnete sich. Mit langen Schritten versuchte Stefan einen Platz in den ersten Stuhlreihen zu ergattern. Die zweite Reihe war dann für ihn ein Glücksfall.

„Das hat mal funktioniert“, sagte eine Frauenstimme neben ihm. „Den Rest bekommen wir ebenso hin – oder?“

Stefan sah nach links und erkannte auf seinem Nachbarstuhl Kuhsewichts Begleitung von vorhin. „Sie hat ihn doch abgeschüttelt“, vermutete er. „Aber schnell war sie. Was bezweckt sie, was will sie hinbekommen?“ Da reichte sie ihm schon die Hand und sagte:

„Claudia.“

„Sie haben sicher außerdem einen Familiennamen“, antwortete Stefan. Er fand diese Frau zwar bezaubernd, aber aufdringlich.

„Kennst du die Hägeminster nicht?“, fragte einer vom Stuhl neben dieser Claudia. Stefan schaute nochmals nach links, genau in Kuhsewichts Gesicht, dann sagte er:

„Nein“. Am liebsten würde er diesem Kuhsewicht zurufen: „Wenn ich das anstrebe, kenne ich sie bald besser als du. Aber ich habe Gela, die werde ich keinesfalls eintauschen.“

Und diese Claudia Hägeminster ließ nicht locker und baggerte weiter.

„Ihren Familiennamen kenne ich schon, den erwähnte Klaus öfter, und ihr Vorname?“ Stefan würde ihn gerne nennen, eine gewisse Abstinenz hielt er indes für angebrachter.

„Liebe junge Frau“, begann er seine Antwort und überlegte dabei, wie er sich ihr gegenüber überhaupt verhalten sollte. „Wenn Sie heute aufmerksam zuhören, werden Sie meinen Namen sicherlich mitbekommen. Er wird für Sie jedoch wahrscheinlich uninteressant bleiben.“ Im Stillen dachte Stefan: „Wow, das ist eine großartige Frau und sie scheint an mir interessiert zu sein.“

Vorn am Rednerpult klopfte jemand an sein Wasserglas. Im Saal kehrte Ruhe ein, er stellte sich vor. Verantwortlicher für Umweltangelegenheiten des Landes sei er. Stefan kannte ihn, dieser Mann war sein Vorgesetzter. Und er ahnte, dass von ihm nichts Positives für die Leute der Gegend zu erwarten war. Dieser Mann kündigte an, eine gemeinsame Idee für die Nachnutzung des ehemaligen Truppenübungsplatzes Schönblum entwickeln zu wollen.

„Ich hätte meine vier Hektar Wald gern wieder zurück“, rief einer in den Saal. „Den musste ich vor der Wende für einen Appel und ein Ei den Russen als Übungsgelände zur Verfügung stellen.“

„Beim Kauf von Wald geht es um größere Flächen“, antwortete der Regierungsvertreter. „Kleine Parzellen können wir nicht berücksichtigen. Rund 25.000 ha sind nach 40 Jahren militärischer Nutzung durch die Sowjetarmee wieder frei für die zivile Nutzung. Ein Verkauf von Waldflächen an Privateigentümer, an das Bündnis Natur, die Stiftung ‚Wüste Wildnis‘ sowie die Übertragung des überwiegenden Flächenanteils an das Land wurde bisher vollzogen.“

„Also ist doch alles schon aufgeteilt!“, rief der Mann mit den vier Hektar erobert in den Saal. „Was wollen wir denn überhaupt hier?“

Stefan Berrendt kochte vor Wut, meldete sich zu Wort. Aber er bekam es nicht. Der Regierungsbeamte übergab einem Dr. Winzling das Wort. Ein schwächlicher, älterer Mann bewegte sich zum Rednerpult. „Winzling“, sagte er, machte eine kurze Kunstpause und freute sich augenscheinlich, dass ein paar Zuhörer lachten. Einer rief in den Saal:

„So siehst du auch aus.“

Das störte diesen Winzling nicht im Geringsten, und er ergänzte sofort unüberhörbar:

„Doktor Winzling.“ Dabei blickte er in alle Richtungen des Saales, nickte den Anwesenden zu und grientete. Er verhielt sich, wie ein alter Bekannter, nicht wie irgendeine beliebige Person. Hier im Saal schien ihn kaum einer zu kennen, außer Claudia Hägeminster. Die winkte zum Rednerpult und rief:

„Hallo Winzi!“

Er hob lässig seine Hand und grüßte zurück:

„Hey Claudi!“

Dann entschuldigte er sich, sagte: „Ich kenne mich mit der Kollegin Hägeminster gut, aber ebenso herzlich begrüße ich euch alle. Winzling ist mein Name, wie ihr sicher mitbekommen habt, Klaus-Dieter Winzling. Ich komme aus unserer Hauptstadt, bin insofern Landsmann von euch. Wir haben mit unserer geschundenen Gegend Großes vor, liebe Freundinnen und Freunde. Dafür ist es unverzichtbar, Problemfelder zu beseitigen. Seit dem Beginn der Industrialisierung in Mitteleuropa sind natürliche, dynamische Prozesse systematisch aus der Landschaft verdrängt worden.“

„Durch die Russen!“, rief einer in den Saal.

„Nein“, sagte Winzling, „die Russen haben keine Schuld, im Gegenteil, die haben dafür gesorgt, dass niemand diese bezaubernde Schönblumer Heide betritt. Der Krebschaden liegt weiter zurück. Die Waldökosysteme unterliegen kaum noch einer natürlichen Entwicklungsdynamik. Aus diesem Grunde ist die Schaffung von Schutzgebieten für bedrohte Tiere, Pflanzen und Mikroorganismen

unerlässlich. Nur dort finden sie wichtige Lebens- und Rückzugsräume.“

„Das ist ja nicht auszuhalten, was der Winzling erzählt“, sagte Stefan Berrendt in den Saal.

Winzling störte dieser Einwurf nicht, er erzählte weiter:

„Es ist notwendig, gesunde Wälder, Moore und Auen zu schaffen, um die Konzentration von Kohlendioxid in der Atmosphäre dauerhaft zu reduzieren. Deshalb, liebe Freundinnen und Freunde heißt unser Zauberwort Wildnis oder im gleichen Sinne Urwald, wie ihr es gerne habt. Wir brauchen einen Wald, der frei von menschlichen Einflüssen ist.“

Dr. Winzling sprach eine weitere halbe Stunde lang über Sekundärsukzessionen und Feuerökologie. Er warf Begriffe aus der Botanik in den Raum, die die Zuhörer langweilten. Am Ende bat er um die Meinung der übrigen Anwesenden zur Zukunft der Schönblumer Heide. Stefan meldete sich wieder zu Wort. Jetzt bekam er es, durfte seinen Frust loswerden.

„Herr Doktor Winzling, wir kennen uns“, begann er. „Nach der Wiedervereinigung verlagerten sie ihr Betätigungsfeld in den Osten, um hier ihre Idee von Wildnis umzusetzen. Böse Zungen behaupten, um die Buschzulage einzustreichen. Im Übrigen sind sie kein Landsmann von uns, wie sie soeben behaupteten. Sie beabsichtigen hier auszuprobieren, was es bei uns niemals gegeben hat und womit sie im Westen auf Granit stoßen. Der Mensch lebte seit Menschengedenken mit der Natur im Einklang. Ich werde ihnen unsere Vorstellungen von der Zukunft der Schönblumer Heide darlegen. Sie soll den Menschen der Erholung und Entspannung dienen. Im Rahmen von Pflegemaßnahmen wird dafür die Entnahme von Holz erforder-



lich sein. Viel mehr ist das aber nicht und es kostet keine zig Millionen, wie ihr Projekt. Gegen Wildnis ist nichts einzuwenden, aber nur dort, wo sie von Natur aus existiert. Herr Doktor Winzling, ihre Idee vom wilden Osten können sie vergessen. Wir machen da nicht mit. Wir brauchen keinen Urwald im relativ kleinen Deutschland, schon gar nicht in der Schönblumer Heide.“

Mit ihrem Beifall bekundeten die Gäste der Veranstaltung ihre Zustimmung, nicht so Stefans Chef.

„Herr Berrendt“, sagte er, „ich empfehle ihnen dringend, sich schnellstmöglich mit unserem Masterplan vertraut zu machen. Sie brachten etwas durcheinander, darüber müssen wir reden.“

„Chef, ihre Strategie ist mir längst vertraut. Sie gilt es abzuwenden, denn sie schadet der Umwelt. Und das sollten sie unbedingt beachten, sie entspricht nicht dem Willen der Leute hier im Saal und darüber hinaus. Natürliche Prozesse beruhen niemals auf Arrangements von menschlichen Entscheidungen, denn es gibt keinen von Menschen erschaffenen Urwald.“

„Herr Berrendt, ich erwarte sie am Montag in meinem Büro. Ich bitte Frau Hägeminster um ihren Beitrag. Sie wird die Aussagen ihres Vorredners richtigstellen.“

Die Hägeminster erhob sich von ihrem Sitzplatz, stolzierte zum Rednerpult und machte auf die Munitionsbelastung in der Schönblumer Heide aufmerksam. Sie sagte, die Räumung würde eine hohe finanzielle Belastung bedeuten. Die Stiftung „Wüste Wildnis“ verfolgte die einzig sinnvolle Nutzung. Sie ignorierte dagegen den Wunsch des Versammlungsleiters. Als sie sich zum Platz begab, zwinkerte sie ihrem Vorredner zu. Ein weiterer Redner aus der Region widersprach der Hägeminster:

„Wir aus den Anrainerorten um die Schönblumer Heide haben die Stiftung oder Ähnliches nicht gewollt“, sagte er. „Uns hat niemand dazu befragt. Trotzdem hat sie sich sicher auf Geheiß des Landes etabliert. Das ist eine Diktatur pur, die Erinnerungen wachruft. Die investierten Millionen dafür sollten besser für die Beräumung der Munition ausgegeben werden. Eine vernünftige forstwirtschaftliche Betreuung ist in der Schönblumer Heide ausreichend. Wir möchten die Heide betreten dürfen, um Pilze und Beeren zu sammeln, wie unsere Großeltern es taten. Und noch eins, wir wollen selbst über unsere Gegend bestimmen, sind dabei auf keine Bevormundung anderer angewiesen.“

Die Situation eskalierte zusehends. Dem Veranstaltungsleiter glitt das Ruder aus der Hand. Außer Dr. Winzling, Simon Raman, der sich zur Wüste äußerte, und die Hägeminster, befürwortete niemand sein Ansinnen. Er klopfte am Ende wieder an sein Wasserglas und verkündete den nächsten Termin für die Debatte. Dann winkte er Stefan Berrendt noch einmal zu sich.

„Herr Berrendt“, sagte er, „noch ein Beitrag in dem Stil und sie können ihren Hut nehmen!“

„Chef, ich habe nur die Meinung der Leute hier geäußert“, sagte Stefan und ließ seinen Vorgesetzten stehen.

So geräuschvoll wie beim Einlass ging es auch beim Auslass zu. Kuhsewicht und die Hägeminster klebten wieder wie die Kletten an Berrendt.

„Bist du mit dem Ergebnis zufrieden, Berrendt?“, fragte Kuhsewicht.

„Ja, ich denke, alle wollten das Gleiche.“

„Außer mir“, sagte die Hägeminster.

Berrendt lachte.

„Die drei gekauften Stimmen werden wir verknusen können. Für Naturschutz sind wir alle. Ich habe während des Studiums aber nichts von Urwald in normalen Wäldern gehört. Ich glaube auch nicht, dass unsere Professoren plötzlich eine andere Meinung zum Wald haben.“

„Ach, du bist und bleibst ein Trottel“, sagte Kuhsewicht. „Wir leben in einer neuen Zeit und wenn du dich nicht an die Gegebenheiten anpasst, wirst du nicht weit kommen. Revierförster bist du nicht geworden und warum, weil du gegen den Strom geschwommen bist.“

„Jetzt hör mir mal schön zu, Kuhsewicht. Ich möchte ja nicht protzen, aber im Moment würde ich meinen Job gegen deinen nicht eintauschen. Einen Menschen ohne Rückgrat finde ich im Übrigen inakzeptabel – nimm es mir nicht übel – und ätzend.“

Damit schien er Kuhsewichts großes Maul gestopft zu haben, denn der fand darauf keine Antwort. Stefan Berrendts neue Arbeitsstelle war ihm unbekannt.

„Herr Berrendt, wir müssen uns deshalb nicht streiten“, sagte die Hägeminster. „Übrigens habe ich demnächst eine Überraschung für Sie, wir sehen uns bald wieder. Tschüss.“

„Ich kann mich nicht erinnern, bei ihnen als Reflektant in Erscheinung getreten zu sein, weder als Bewerber, noch habe ich ihnen etwas angeboten.“

Die Hägeminster antwortete nicht und grinste Stefan nur an. Er wandte sich ab und stapfte zu seinem Auto. Aus ihrem Gesichtsaus-

druck konnte er lesen, dass sie dachte: „Es wird sicher bald etwas mit uns beiden passieren.“

Diese Claudia hatte ihm den Kopf verdreht. „Ein kleines Abenteuer mit ihr würde ich nicht verschmähen“, legte er sich fest und ärgerte sich gleichzeitig: „Wie konnte ich nur so unhöflich zu ihr sein und sie so schroff abweisen?“ Dann wirrte Gela, seine neue Bekanntschaft, in seinem Kopf herum. Sie war zwar sein Typ, doch der Funke sprang nicht über, wie bei der Hageminster.

## IV

**D**ie Informationsveranstaltung war lange vorbei. Stefan gingen Claudias Abschiedsworte nicht aus dem Kopf. „Was für eine Überraschung meinte sie beim Abschied? Mir scheint, das war nur leeres Geschwätz, was sie da von sich gab.“ Tage später meldete sich eine Frauenstimme am Telefon.

„Rate mal, wer dran ist!“

„Claudia?“, fragte Stefan erwartungsvoll.

„Nein, Stefan, ich bin es, Susanne.“

Stefan verschlug es im Moment die Sprache. Mit allem hatte er gerechnet, etwa dass die Hägeminster anruft, aber Susanne?

„Wie kommst du darauf, mich anzurufen?“

„Ich lade dich zu meinem Geburtstag ein“, sagte sie und nannte ihm ihre Adresse. „Warum sollten wir meinen Geburtstag nicht gemeinsam feiern? Oder hast du wieder eine Neue?“

„Ja, das macht aber nichts - okay, ich komme.“

Stefan kaufte eine rote Rose im Blumenladen. Er hatte sich eine mit stachligem, langem Stiel und Distelblattwerk ausgesucht. Dann stand er vor der fremden Tür. Ein Frauengespräch drang hindurch. Er war überrascht, als die Tür sich öffnete. Susanne und Claudia Hägeminster standen ihm gegenüber. Einen Moment lang war er sprachlos, hatte sich aber schnell gefangen und gratulierte Susanne. Dieser Gratulation fügte er hinzu:

„Hätte ich deine Gästeliste gekannt, gäbe es eine zweite stachelige Rose.“

„Stefan, du lügst!“, sagte Susanne. „Diese Rose wäre nicht so stachlig. Ich habe aber kein Problem damit.“

„Ehrlich nicht, Susanne? Weißt du was, mir scheint, dass die Idee der Einladung nicht von dir stammt. Das ist mir freilich egal.“

„Stefan? Lügst du schon wieder?“

„Nein, ganz bestimmt nicht, Susanne. Bleiben wir zu dritt, oder?“

Das ist doch ausreichend, denke ich“, antwortete die Hägeminster und grinste. Und dann reichte sie Stefan die Hand, wie damals in der Gaststätte, und sagte mit einem Augenzwinkern:

„Claudia.“

Stefan nahm die ausgestreckte Hand. Auch er nannte seinen Namen und lächelte die Grande Dame an. Alles lief wie in einem Film ab, und er hatte keine Möglichkeit, sein Handeln zu beeinflussen. Claudias Raffinesse hatte Stefan schon bei der ersten Begegnung an ihrem Gesichtsausdruck erkannt. Trotzdem fand er ihr ganzes Verhalten, selbst das anzügliche Lächeln, das sie wieder aufsetzte, unwiderstehlich. Diese Art von Überraschung brachte ihn fast um den Verstand, erschien ihm äußerst abenteuerlich. Sie hatte das Wiedersehen arrangiert, sie wusste genau, dass es sofort wieder funken würde. Aber was sollte das? Susanne war da, sie hatte eingeladen. Dennoch fühlte sich Stefan wie der Hahn im Korb unter den Damen. Schnell bemerkte er, dass Susanne ihre Wohnung mit Claudia teilte.

Die Party verlief wie jede andere - essen, trinken, unterhalten. Mit Simon war es nur ein Flirt, erfuhr Stefan nebenbei. Dass Susanne und Claudia Kolleginnen waren, auch. Dass sie sich auch privat mochten, konnte er selbst feststellen. Sie ließen die Hände nicht voneinander. „Was will diese Claudia eigentlich von mir?“, fragte sich Stefan. „Sie ist lesbisch, keine Frage. Und warum hat Susanne mich eingeladen? Sie ist es auch. Außerdem hatten wir unsere Beziehung beendet. Gemeinsam funktionierte doch nichts mehr, außer das eine. Warum bin ich überhaupt hierhergekommen? Ich verabschiede mich am besten wieder.“

„Alles in Ordnung, Stefan?“, fragte Susanne. „Du bist ja auf einmal so still.“

Claudia zwinkerte erneut Stefan zu und er sagte:

„Alles gut.“

Die beiden Frauen hatten ein Mixgetränk vorbereitet, das sie „Sex on the Beach“ nannten.

„Das ist ein Cranberry-Nektar-Mix“, sagte Claudia.

Stefan kostete. Er hatte sich sofort verschluckt und sagte mit angekratzter Stimme:

„Mann oh Mann, der schmeckt vortrefflich. Da ist gewiss mehr, als nur Heidelbeere drin. Hm - man kann ihn aber pur trinken.“

„Ja, ein bisschen Wodka und Pfirsichlikör sind außerdem drin“, klärte Susanne auf. Dabei kicherten die beiden Frauen. Es schien, sie hätten beim Mixen schon von ihrem Wundergetränk genascht.

Viele Toaste folgten, auf den Geburtstag, das Wiedersehen und auf andere Gründe, die sie nicht verriet, wurde angestoßen. Stefan bemerkte erst, als die Wirkung sich einstellte, auf was er sich eingelassen hatte. Da war es schon zu spät. Ein weiterer „Sex on the Beach“ löste alle Hemmungen. Claudia ritt auf Stefan, Susanne saß auf seinem Gesicht. Nebenbei beschäftigten sich beide Frauen miteinander. Bald zog es Stefan vor, sich von den beiden Grazien mit Küssen und anderen Liebkosungen verwöhnen zu lassen. Er freute sich ekstatisch und ließ sich bald wieder hemmungslos in die Sex-Party hineinziehen.

Am Morgen wachte Stefan auf der Couch zwischen den beiden Frauen auf. Sie schliefen noch völlig groggy. Stefan brummte der Kopf. Trotzdem versuchte er, einen klaren Gedanken zu fassen. „Was ist eigentlich passiert?“, fragte er sich. „Von der einen war ich schon lange geschieden. Trotzdem bin ich hingefahren. Es war ja ei-

ne Geburtstagsfeier. Bei der anderen hatte ich ein Abenteuer nicht ausgeschlossen. Aber eines dieser Art und gleich ein flotter Dreier, damit hatte ich nicht gerechnet. Das war gar nicht so schlecht, nur darf niemand davon erfahren, Gela schon gar nicht“.

Stefan verabschiedete sich von seinen Gedanken. Dann weckte er seine Beischläferinnen und verabschiedete sich auch von ihnen. Als hätten sich beide abgestimmt, legten sie ihren Zeigefinger auf die Lippen.

„Nur schnell weg von hier“, beschloss Stefan für sich und war im Begriff, den Ort des Geschehens zu verlassen. Da schoss Claudia wie eine Raubkatze blitzschnell von der Couch hoch. Augenblicklich hing sie an seinem Hals und hatte mit ihren Lippen seine Ohren anvisiert.

„Ich würde dich gern wiedersehen, Stefan“, flüsterte sie hinein. Es war eine Botschaft, die nur für ihn vorgesehen war.

„Dazu gehören aber zwei, meine Liebe“, sagte Stefan unmissverständlich. „Wir wollen diese Nacht lieber aus unserem Gedächtnis streichen, alle drei.“

Er löste sich fast gewaltsam von Claudia, und verließ die Wohnung. Die beiden Frauen sahen ihm wehmütig nach.

## V



Claudia geisterte selbst nachts in Stefans Träumen herum. Das blieb Gela nicht verborgen. An einem Sonnabend am Frühstückstisch sagte sie:

„Dich belastet doch etwas, das merke ich. Hab ich Schuld daran, oder was hast du?“

„Vermutlich, denn ich habe in der Nacht kaum ein Auge zuge-  
macht. Weißt du was, Gela, ich würde dich gern heiraten, und zwar  
bald. Das geisterte nachts in meinem Kopf herum.“

Dass Claudia es war, die ihm schlaflose Nächte bereitete, hatte Stefan verschwiegen. Ihm war zwar klar, dass sie keine echte Option war, sondern ein Buch mit sieben Siegeln. Aber sie rief in ihm etwas hervor, deren Begriff er lange aus seinem Vokabular gestrichen hatte – Liebeskummer. Das passte nicht in sein Konzept und er war entschlossen, diese Claudia so schnell, wie möglich aus dem Gedächtnis zu streichen. Schon wegen Louis sollte es geschehen, Gela kümmerte sich um ihn. „Diese Gela ist eine Frau, die fast alles mitbringt, was ich mir von einer Partnerin vorstellte, aber eben nur fast“, simulierte er.

„Stefan, ich hab dich ins Herz geschlossen“, sagte Gela dann, „Es fällt mir aber noch schwer, dich ehrlich zu lieben. Ich benötige meine Zeit.“

„Gela, mir liegt am Herzen, mit dir für immer zusammen zu bleiben“, drängelte Stefan weiter. „Das ist nur möglich, wenn wir heiraten. Ich werde dir dann alles erklären.“

Dass es Claudia war, die ihn zu dieser Hochzeitsidee bewegte, dass er Angst vor einer festen Bindung mit ihr hatte, verschwieg er. Sein Ansinnen war es, mit der Hochzeit das Problem zu klären..

„Gut, Stefan, wenn du dir das schon in den Kopf gesetzt hast, möchte ich dir zuvor etwas erklären:

„Mein erster Mann kam bei einem Verkehrsunfall ums Leben.“

Stefan sah Gela an, wie schwer ihr die Worte fielen.

„Ich war noch so jung und sehnte mich bald nach einem neuen Partner. Mit dir, Stefan, fand ich den Mann, den ich liebe. Nur wünsche ich zunächst keine intimen Beziehungen, bin derzeit dazu nicht in der Lage. Wenn ich wieder mit mir im Reinen bin, sage ich es dir. Diesen Verkehrsunfall werde ich verarbeiten, etwas Zeit wird mir dabei guttun.“

Stefan hatte Gela, nachdem sie ihm ihre Geschichte erzählte, bald geheiratet. Er war der festen Überzeugung, dass ihr Problem kein Dauerzustand sein würde. Er hatte Gela lieb gewonnen, so wie sie war. Treue, Zuverlässigkeit und die Harmonie zueinander waren ausschlaggebend. Anders, wie Susanne gewährte Gela Stefan Freiräume. Kam Stefan nach einem harten Arbeitstag nach Hause, baute Gela ihn mit Esprit wieder auf. Gela war das genaue Gegenteil von Susanne, sie stammte vom Land. Susanne war eher eine Modepuppe. Gela würde aber jeden Schönheitswettbewerb in ihrer Kategorie gewinnen. Sie war bezaubernd, aber völlig anders, wie Susanne. Gela war größer, aber mit einem Meter siebzig immer noch fast dreißig Zentimeter kleiner als Stefan. Ihre tiefschwarzen Haare, die sie kurz trug, die dunklen, braunen Augen und der gebräunte Teint wirkten vital. Ihr Gesicht strahlte Vertrauen aus. Kurzum, sie hatte alles, was Männer an Frauen lieben. Auf den fehlenden i-Punkt wollte Stefan in der gegebenen Situation vorübergehend verzichten.

## VI

Es kam, wie es kommen musste, eines Tages meldete sich unverkennbar die Hägeminster.

„Ich bin's, Stefan.“, sagte sie.

„Moment“, antwortete Stefan ins Handy. Ins Festnetztelefon sagte er, „Gela, ich leg mal auf, melde mich gleich nochmal bei dir. Da wartet jemand auf dem Handy.“

Er war nervös und aufgeregt. Seine Gedanken waren sofort bei der Geburtstagsparty. Sie lag einige Wochen zurück, aber ihm war, als wäre es erst gestern. Seit diesem Tag lebte er in sexueller Abstinenz. Er hatte sich daran gewöhnt und hegte kaum Bedürfnisse. Es bot sich kein Anlass dafür und er verschwendete keinen Gedanken daran. Jetzt nahm er das Handy zur Hand und fragte zögerlich:

„Claudia, du?“

„Ja, Stefan. Du sagtest, dass zum Wiedersehen zwei gehören. Ich bin jetzt alleine und würde dich gerne wiedersehen.“

„Hatte ich das ehrlich zum Ausdruck gebracht, Claudia? Das ist doch schon so lange her, wollen wir das nicht vergessen?“

„Dazu gehören zwei, meine Liebe“, hattest du gesagt. Das vergesse ich nicht.

„Ich bin verheiratet, Claudia.“

„Ich bin im Bilde, mit Gela, wie romantisch – na und?“

„Wohnst du gegenwärtig bei Susanne?“

„Ja, sie ist aber nicht zu Hause und hat keine Kenntnis von meinem Anruf.“

„Okay, Claudia, bin gleich da.“

Claudia öffnete die Tür einen Spaltbreit. Sie trug einen schwarzen Netz-Body. Im Nacken war er gebunden und hatte am Rücken einen Hakenverschluss. Die Zierketten an der Seite, sowie das gesamte Kleidungsstück, trugen zur Verhüllung des Körpers nicht wesentlich bei. Einzig die Pumps überdeckten die ihnen zugedachten Körperteile. Stefan fand Claudias Outfit reizvoll. Es dauerte nicht lange, da hatten sich beide auf dem schon vertrauten Liegemöbel vereinigt. Sie verstand es, ihn sofort herauszufordern, und er litt unter Erwartungsdruck. Die leidenschaftliche Liebeszeremonie fand dennoch schnell ihr Ende. Stefan hatte bald Gela im Sinn und Claudia schien nicht mehr bei der Sache zu sein. Als sie eine gewisse Zeit schweigend nebeneinanderlagen, richtete sich Claudia auf und legte sich auf Stefan. Mit ihren Lippen berührte sie ihn so zärtlich, wie es nur möglich war. Stefan fragte sich: „Sind diese Gefühle echt oder ist das alles nur Routine?“ Sie berührten sich mit den Nasenspitzen, ihre Münder trafen sich, da bewegten sich ihre Lippen, hauchten:

„Ich hab dich lieb.“

„Das gestatte ich dir nicht“, sagte Stefan, versuchte, seine Gefühle nicht zu verraten.

„Und dennoch liebe ich dich, daran wird sich nichts mehr ändern“, hauchte sie zurück. „Wenn wir für immer zusammen sind, werde ich übrigens mit Susa Schluss machen. Bis dahin werde und kann ich keinen anderen Mann lieben. Für dich würde ich sogar meine Arbeit aufgeben.“

„Beschäftigst du dich mit dem Gleichen, wie Susanne?“

„Nein. Susa befasst sich mehr mit der Entwicklung der Flora und Fauna, ich gebe mich mit dem Gegenteil ab.“

„Und was ist das?“

„Das sage ich dir, wenn wir für immer zusammen sind. Dann werde ich diesen Job an den Nagel gehängt haben.“

„Claudia, ich bin verheiratet, das schlag dir aus dem Kopf.“

„Soll ich mit Gela darüber reden?“

„Bist du verrückt? Das lässt du gefälligst bleiben, sonst sahen wir uns heute das letzte Mal.“

„Okay, und mit meiner Arbeit hast du kein Problem?“

„Womit du dein Geld verdienst, ist mir egal.“

„Das glaube ich nicht, du hast mich sicher eben nicht verstanden, überlege mal.“

Stefan überlegte, aber nicht darüber. Er rief sich das erste Treffen mit dieser Claudia ins Gedächtnis zurück. Da war er von ihr schon angetan. Diese gewisse Raffinesse hatte er ihren Gesichtszügen damals auch angesehen. „Ich hatte mich nicht geirrt“, stellte er wieder fest. Und außerdem, „ich werde diese Claudia nicht mehr los.“

Stefan zog sich an, nahm Claudia in die Arme und sagte:

„Du machst doch keine Dummheiten?“

„Wenn du mich immer lieb hast, wie ich dich, hätte ich keinen Grund dazu.“

Ohne ein weiteres Wort verließ er die Wohnung. Auf der Treppe kam ihm Susanne entgegen. Sie schien überrascht, drehte sich auf der Stufe Stefan zu und sagte betont fragend:

„Duu?“

„Hast du ein Problem damit?“

„Ja!“

Susanne wandte sich ab und rannte die letzten Stufen in Richtung Wohnung, öffnete die Tür und schrie hinein:

„Warum hast du mir nichts gesagt?“, dann schloss sich die Tür.

Stefan beeilte sich, vor Gela zu Hause zu sein. Er hatte ein un gutes Gefühl. Gela war, wenn sie Spätschicht hatte, gewöhnlich nach 22 Uhr zu Hause. An diesem Tag war es nicht so. Als Stefan die Wohnung betrat, fragte er erstaunt:

„Du bist schon da?“

„Ja, freust du dich nicht? Ich wurde zwanzig Minuten eher abgelöst und durfte die Blockwarte früher verlassen. Vom Kraftwerk zu uns ist es ja nicht weit. Ich machte mir Sorgen, als du nicht zu Hause warst. Du sagtest nichts über deine Abwesenheit.“

„Gela, entschuldige bitte, es wurde später.“

„Schon gut, hast du ein Problem? Ich sehe es dir wieder mal an.“

„Nicht der Rede wert.“

Dr. Winzling wies seine Mitarbeiterin Claudia Hägeminster an, zum Rapport zu erscheinen.

„Na, gibt es Fortschritte?“, fragte er erwartungsvoll. „Kann ich den Chef mit positiven Nachrichten zufriedenstellen?“

„Ich glaube schon, Berrendt scheint sich in meinem Netz verfangen zu haben.“

„Tadellos, Claudi, jetzt webst du ihn völlig ein, machst ihn unschädlich. Okay? Wenn du es nicht schaffst, helfen wir nach.“

„Okay, Winzi. Du weißt, ich meine es mit ihm ernst. Du kennst mich, ich werde zum Tier, wenn meine Wünsche sich nicht erfüllen.“

„Vortrefflich, Claudia, von einem Berrendt in deiner Obhut geht keine Gefahr mehr aus. Bitte schicke Klaus Kuhsewicht rein, der wartet draußen schon.“

„Moin Chef, kann ich etwas für dich tun?“, begrüßte Kuhsewicht unterwürfig Winzling.

„Möglicherweise, Klaus. Du warst doch mal der Schwager von Berrendt. Hast du gelegentlich Kontakt zu ihm?“

„Nicht den besten, aber Kontakt habe ich schon.“

„Weißt du, ob der Berrendt Pilzsammler ist?“

„Das weiß ich genau. Den hatte ich damals während der Abschlussfeier unseres Bachelorstudiums mit meiner Schwester verkuppelt, du weißt, Susanne. Wegen Berrendt kam sie damals zur Stiftung, sie wünschte, nah bei ihm zu sein. Einen Treff am Schlosshofsee hatte ich organisiert. Danach schwebte Susanne im siebten Himmel, kritisierte jedoch Stefan, da er sich mehr für Pfifferlinge als für sie zu interessieren schien.“

„Das ist hilfreich, Klaus. Mir geht es um Folgendes: Der Berrendt macht uns mit seinen unqualifizierten Diskussionen Ärger. Er versucht die Öffentlichkeit gegen unsere Stiftung, gegen mich und mutmaßlich gegen dich aufzuwiegeln. In der nächsten Woche findet unser Symposium statt. Mir wird jetzt schon übel, wenn ich an seine zu erwartende Rede denke. Der wird als Vertreter der Anwohner eingeladen. Dem Berrendt verpassen wir einen Denkmittel. Das muss ja nicht heute, morgen oder dieses Jahr schon sein. Ich stelle mir vor, dass er dann in dem Moorwald am Schlosshofsee Pilze sammeln wird. Wir werden ihn dabei ein wenig erschrecken, damit ihm ein für alle Mal die Stänkerei vergeht. Nur wäre es am besten, wenn wir vorher in Erfahrung bringen, wann er in diesem Wald ist. Von Claudia erfuhr ich, dass Berrendt ein Weiberheld ist und dass er selbst Susanne nicht verschmähen würde. Du solltest zur Pilzzeit einen Treff deiner Schwester mit Berrendt am Schlosshofsee organisieren. Er würde die Pilze sehen und Susanne muss nur erfahren, an welchem Tag und zu welcher Uhrzeit er sie sammeln möchte. Ihr obliegt es dann, dich oder mich zu informieren, verstanden?“

„Ja, Chef.“

## VII



In der Gaststätte Hexhütten fand das geplante Symposium unter der Überschrift: „Projektplan – Zukunft Schönblumer Heide“ statt. Stefan Berrendt schaute sich im Saal nach Vertretern der angrenzenden Gemeinden um. Er stellte fest, dass echte Repräsentanten nicht anwesend waren. Anwälte, ein Gutachterteam, Vertreter aus Politik und sonstigen Behörden legten dar, was längst beschlossene Sache war. Nichts von dem, was die Ortsansässigen beim letzten Treffen forderten, kam zur Sprache. Stefan kannte den Inhalt der Diskussionsreden, die den Referenten in gedruckter Form vorlagen. Er war im Internet veröffentlicht und Stefan kannte die Verfasser. Während sich die Redner gegenseitig Recht gaben, kam ihm eine Kutschfahrt mit seinem Großvater aus der Wendezeit in den Sinn. Dieses Ereignis spielte sich genau in der Gegend ab, um die es an diesem Tag ging. Stefan empfand diese Erinnerungen fesselnder, als die längst beschlossenen Darlegungen am Rednerpult. Sie bedeuteten ihm damals den Start in die Freiheit. Diesen euphorischen Tag hatte er in seinem Gedächtnis, wie auf einer Festplatte gespeichert und er erinnerte sich genau:

*„Morgentau macht Himmelblau“, sagte mein Opa. „Dies wird der erste friedvolle Frühlingstag seit langem sein. Die Meteorologen prophezeien anderes, aber dem Wetterbericht in der Tageszeitung glaube ich kein Wort. Die geplante Kutschfahrt durch die Schönblumer Heide werden wir nicht verschieben. Es freut mich, dass wir unsere Heimat, die uns jahrelang zu Füßen lag, aber unerreichbar war, wiedersehen dürfen.“*

*Während mein Vater Gerhard die Kutsche vorbereitete und die Pferde anschrirte, erzählte Opa ohne Punkt und Komma weiter: „Ihr werdet euch wundern, welche Perle der Natur uns in den letzten 45 Jahren vorenthalten wurde. Die Politiker zogen es vor, sich*

*dort auf einen neuen Krieg vorzubereiten. Hat der Zweite Weltkrieg ihnen nicht gereicht? Dieses Stück Heimat war für uns verbotenes Terrain, Sperrgebiet. Dort hinein war kein einziger Schritt erlaubt, kein Pilz durfte dort gesammelt werden.“*

*„Trotzdem wurde im Lied von unserer Heimat gesungen“, sagte meine Mutter Gerda. „Ich singe es mal vor.“*

*Sie sang und alle, außer der Opa kannten das Lied und sangen mit:*

*„Unsere Heimat, das sind nicht nur die Städte und Dörfer,  
unsere Heimat sind auch all die Bäume im Wald.*

*Unsere Heimat ist das Gras auf der Wiese,  
das Korn auf dem Feld und die Vögel  
in der Luft und die Tiere der Erde*

*und die Fische im Fluss sind die Heimat.*

*Und wir lieben die Heimat, die schöne.*

*Und wir schützen sie, weil sie dem Volke gehört,  
weil sie unserem Volke gehört.“*

*Dass dieses Lied ein Herbert Keller 1951 geschrieben hatte, wusste Mutter Gerda dann auch noch.*

*„Das Lied hat eine harmonische Melodie und der Text macht Sinn“, übernahm Opa wieder das Wort. „Er traf nur nicht auf den ehemaligen Truppenübungsplatz der Schönblumer Heide zu. Der gehörte demnach nicht zu unserer Heimat. Menschen, die diese Landschaft gern wie ihr Eigen sähen, wurden von ihr ferngehalten. Aber das wird sich ja in Zukunft ändern. Unser aller Kanzler Helmut Kohl hat versprochen: „Durch unsere gemeinsamen Anstrengungen, durch die Politik der Sozialen Marktwirtschaft werden schon in wenigen Jahren aus Brandenburg, aus Mecklenburg-Vor-*

*pommern, aus Sachsen, aus Sachsen-Anhalt und aus Thüringen blühende Landschaften geworden sein. ‘*

*Nach zwanzig Minuten Fahrt und offenbar der Verarbeitung dieser Aussage fragte Opa in das Schweigen hinein:*

*„Biegen wir jetzt rechts ab in Richtung Schönblum oder fahren wir links herum direkt zum Schlosshofsee?“*

*„Diese Ziele waren vor der Wende nur auf Umwegen oder gar nicht zu erreichen“, sagte mein Vater nach einem kurzen Halt. Mit „Hü!“ und leichtem Zug an der linken Leine ließ er die Pferde wieder in Gang kommen. Hinten auf der Rückbank der Kutsche saß ich neben meiner Mutter. Der Beifahrersitz war meinem achtzigjährigen Opa vorbehalten. Er war der einzige Ortskundige und sollte den Weg weisen, den seine Begleiter bis dato nie kennenlernen durften. So nebenbei erzählte er aus alten Zeiten. Und er erzählte und erzählte, als nutzte er eine letzte Gelegenheit, der Familie sein Wissen zu übermitteln. Bald stockte er seinen Redefluss.*

*„Hier!“, rief er urplötzlich, „hier ist die Kreuzung. Der rechte Weg führt am Schlosshofsee vorbei, von hier aus gelangt man auch nach Liewitz. Links lang kämen wir zurück nach Hexhütten. Geradeaus führt der Weg durch einen kleinen Wald. Diesen Weg habe ich früher genommen, um mit meinem Fahrrad zur Arbeit zu fahren. Ein Ortsunkundiger sollte sich im Dunkeln hier nicht verirren, denn der Wald liegt inmitten des Schlosshofseemoores. Am Ende des Waldes führt ein im Moor eingebetteter Knüppeldamm zum Schlosshof, da fahren wir lang. Gerhard, pass auf, dass du nicht vom Weg abkommst, sonst stecken wir im Moor fest!“*

*Die Kutsche rumpelte über die quer gelegten Stämme und bald säumte den Weg wieder normaler Baumbewuchs. Der Opa schimpf-*

te: „Damals war der Wald hier in Ordnung, dafür sorgten wir. Es lag kein trockenes Holz herum. Alte Bäume wurden gefällt, neue gepflanzt. Und dass die Russen hier alles kurz und klein geschossen haben und Schützengräben aushoben, macht den Wald außerdem unansehnlich. Das passt nicht in einen Wald. Eine Menge Arbeit ist von Nöten.“

Der alte Mann hatte Tränen in den Augen, als er die Kutsche am Ende des Sees unter einem verknöcherten Apfelbaum halten ließ. „Hier unter diesem Baum haben wir damals meist gefrühstückt und das werden wir uns jetzt ebenfalls angedeihen lassen. Dort hinten sieht man noch die Grundmauern vom Forsthaus. Das Grundstück ist nicht wiederzuerkennen. Es ist eine Schande. Eine Gnade, dass das alles meine Marie nicht mehr sehen muss. Sie war hier in Stellung.“ Dabei wischte er sich mit dem Taschentuch die Tränen von den Wangen.

„Opa, jetzt ist die Zeit der Kriege endlich vorbei“, sagte ich dann. „Wir dürfen wieder reisen und wandern, wann und wohin wir es gern hätten, ohne jemanden um Erlaubnis zu betteln. Wo möglich bauen wir das Forsthaus wieder auf und ich werde als Förster dort einziehen.“

„Warten wir mal ab, was der Westen uns so alles bringen wird“, bremste Mutter meine Euphorie. Dabei stellte sie einen Korb mit Proviant für das Frühstück auf den Kutschtisch.

Wir setzten nach der Stärkung unsere Tour fort. Es dauerte nicht lange, da übernahm Opa die Zügel der Pferde. Der Rest der Familie schob das nicht geeignete Gefährt für diese kommende Wüstenralley. Es war erforderlich, die Pferde ein paar Meter weit zu unterstützen. Wüste pur, mit Sanddünen und allem, was dazu gehört, zwang die Familie zu dieser Maßnahme.

„So etwas gab es hier früher nicht“, schimpfte Opa wieder. „In dreißig Jahren wird hier überall wieder Wald sein, so wie zu meiner Jugendzeit. Stefan, dann wirst du als Förster hier für Ordnung sorgen.“

„Ja, Opa“, sagte ich, „das verspreche ich dir. Dafür werde ich einmal studieren.“

Die Strapaze durch die Wüste war überwunden. Ausgedehnte Kiefernwälder, deren harziger Geruch die Besonderheit dieser typischen Landschaft hier ausmacht, lösten dieses klein Sibirien, wie es sarkastisch von den Einheimischen genannt wurde, ab. Eichen stellten in Gruppen ihre groß verzweigten Kronen zur Schau. Rehe, Hirsche und Wildschweine ließen sich nicht von den Berrendts stören.

„Opa, gibt es hier im Wald Wölfe?“, fragte ich in meiner kindlichen Neugier.

„Nein, Stefan, die brauchen wir nicht. Der letzte Wolf wurde bei uns Gott sei Dank im Jahr meiner Geburt geschossen. Deutschland hat nicht mehr den Lebensraum für Wölfe wie vor hunderten von Jahren. Dafür ist die Bevölkerungsdichte zu groß. Womöglich gab es sie früher mal hier am Teerofensee“

Dort pausierten wir mit Radeberger Bier im Angebot.

„Das gab es früher nur auf dem Schwarzmarkt“, gab Vater zum Besten. Opa erinnerte sich an so etwas überhaupt nicht.

„Früher tranken wir Braubier, welches uns der Bierkutscher brachte, war sein Beitrag dazu. Das Cottbuser Bier zu DDR-Zeiten war ja nicht genießbar, höchstens aus den braunen Flaschen. Die Grünen durfte man nicht bewegen, dann sahen sie aus, als tobte ein Schneesturm darin.“

*Stefan amüsierte sich über die alten Geschichten. Sein Opa mahnte aber zum Weiterfahren.*

*Wir genossen die neue Freiheit. Doch als es Mutter Natur am besten meinte, waren wir auf einmal nicht mehr allein. Inmitten der fast unberührten Landschaft stand wie Phönix aus der Asche ein Jeep neben der Kutsche. Ein Förster stieg aus, er hatte einen Hund an der Leine.*

*„Wissen sie denn überhaupt, welcher Gefahr sie sich hier aussetzen?“ , donnerte er uns friedliche Naturliebhaber an.*

*„In dieser Gegend liegt fast überall Munition.“*

*„Da haben sie aber Glück gehabt!“, erwiderte ich, „wie leicht hätte es sie erwischen können!“*

*„Ihren Ausweis bitte“, forderte der Forstbeamte Vater auf, offenbar hatte er ihn als Kutscher zum Verantwortlichen dieser „strafällig“ gewordenen Gruppe erkoren. Meine Bemerkung ignorierte er.*

*„Ich habe keinen mit.“*

*„Ihr Name?“*

*„Lehmann“, übernahm ich die Antwort.*

*„Sie sind nicht gefragt“, donnerte der Förster mich an und fragte Vater nach dem Vornamen.*

*„Peter“, gab er geistesgegenwärtig zur Antwort, dann durften wir unter dem Verweis, sofort den Wald zu verlassen, unsere Fahrt nach Hause antreten. Vater sagte im Verlauf der Nachhausefahrt: „Die fallen immer wieder auf die Füße. Vor der Wende war er beim VEB Horch und Guck.“*

*Ich hatte das damals nicht verstanden.*

So bekam für Stefan der Freiheitsgedanke einen kleinen Dämpfer. Damals nahm er an, dass sich in Zukunft alle Menschen wieder frei bewegen könnten und die Diktatur endlich Geschichte sei. Jetzt, im Versammlungssaal, klangen ihm Kuhsewichts Worte in den Ohren: „Schon mal was von der EWG-Richtlinie 92/43 oder vom Bundesnaturschutzgesetz gehört?“

Logischerweise kannte er diese Gesetze, auch die ursprünglichen Absichten der Erlasse. Er wusste aber, dass sie falsch umgesetzt werden, mit verheerenden Folgen für Land und Leute. An diesem Tag beabsichtigte er, sich für die Wünsche der absolut Betroffenen dieser Region einzusetzen. Er war ja der einzig echte Vertreter. Keinesfalls wollte er, wie Kuhsewicht, wider besseres Wissen zu allem Ja und Amen sagen. Sein Dienstherr wünschte sich das von ihm und er kroch ihm ehrfürchtig in den Hintern.

Stefan Berrendt erzürnte sich innerlich. „Wofür ist denn das Volk zur Wahl gegangen und hat seine Stimme einer Partei gegeben? Diese Parteien logen das Blaue vom Himmel, versprachen, sich für das Volk einzusetzen.

Haben diese Parteien alle keine Macht, um ihr Programm umzusetzen?“ Er war rasend vor Zorn. Endlich bekam er das Wort. Er hatte keine vorbereiteten, ausgearbeiteten, schon gedruckten und gebundenen Seiten vor sich, wie die anderen Redner vor ihm.

„Sehr geehrte Vertreter von Behörden und Politik!“, begann Stefan Berrendt. „Ich vermisse die Menschen unserer Region, aber ich werde ihnen sagen, was deren Meinung ist. Zahlreiche Umweltgesetze und Verordnungen, in denen zunehmend Wildnis festgeschrie-

ben ist, werden von immer mehr Umweltmitarbeitern erarbeitet. Ich möchte meinen, viele Köche, darunter viele Ungelernte, verderben hierbei den Brei.

Es mehren sich Begriffe zum Thema Wildnis, wie Korridore, Pufferzonen oder Großschutzgebiete. Hinter denen verstecken sich Gebiete, die den Menschen vorenthalten werden sollen. Eine „Urwald-Offensive“ für Deutschland ist im Gange. Darüber würden sich selbst unsere Vorfahren vor tausend Jahren totlachen. Die Zeile wäre am 1. April gut, ist aber zu ernst für einen Scherz. Zwei Prozent deutscher Wälder sollten bis 2020 Wildnis werden, das ist zweieinhalb mal so viel, wie die Fläche des Saarlandes. Das Ziel wurde nicht erreicht, nur 0,6 Prozent sind es bisher in Deutschland geworden und das fast ausschließlich in Brandenburg. Fonds in Milliardenhöhe stehen dafür zur Verfügung. Dabei ist Deutschland immer noch, wie vor tausend Jahren, zu einem Drittel bewaldet, nicht mehr und nicht weniger. Demzufolge ist der Wald doch gar nicht das Problem, wenn es um das Thema Klimawandel geht. Der Umgang mit dem Wald ist das große Problem.

Vor tausend Jahren war dieser Waldbestand die Grundlage zahlreicher Gewerbe und damit menschlichen Lebens. Energieversorgung, Hausbau und Gewerbe basierten ausschließlich auf dem Rohstoff Holz – aus gutem Grund. Heute würde ein gesunder Baumbestand in gepflegten Wäldern der Wirtschaft und der Umwelt ebenfalls guttun. Doch das trifft aus besagten Gründen nicht mehr zu. Mit der heutigen Holzerntemethode übertreffen wir den sogenannten Waldfrevel. Zu den Tatbeständen gehörten alle beschädigenden Entwendungen aus dem Forst. Das ist leider in Vergessenheit geraten. Harvester hinterlassen heute umgeknicktes, eingefahrenes Stamm- und Kronenholz in den Schneisen, ein Bild der Verwüstung. Roh-



stoff von unschätzbarem Wert wird vernichtet. Können wir uns das leisten?

Weltweit setzt Totholz jedes Jahr fast elf Milliarden Tonnen klimaschädliches Kohlendioxid frei. Dieses Totholz und darüber hinaus Gestrüpp bieten Nahrung für Holzschädlinge und Waldbrände. Mein Großvater würde weinen, wenn er den heutigen Wald sehen würde. Er war sein Leben lang Waldarbeiter in intakten Wäldern, die dem Klima nachweislich mehr helfen, als geplante Urwälder, die in Deutschland keine werden. Ein echter Urwald, das habe ich einmal gelernt, braucht unter günstigen Bedingungen von seiner Anlegung bis zum Endergebnis mindestens sechshundert Jahre. Ich weiß, wovon ich rede. Ich glaube, der Professor von der TU, der mich das lehrte, wusste es auch. Lassen sie sich bitte von Experten beraten!“

„Herr Berrendt, ihre Redezeit ist beendet“, unterbrach der Versammlungsleiter.

Berrendt nahm einen Schluck Wasser und fuhr fort: „Bin gleich fertig – die Kosten für einen künstlich geschaffenen Urwald gehen schon in den ersten Jahren ins Unermessliche. Sie beginnen bei den hohen Löhnen der Mitarbeiter, die sich mit dem Thema befassen. Ihre Anfahrtswege zu Dienststellen und Tagungsorten mit Auto, Flugzeug und anderen Transportmitteln tun dem Klima keinen Gefallen. Naturnahe Waldbewirtschaftung ist dem Klima zuträglicher als künstlich geschaffene Wildnis. Ein Wald wächst normalerweise allein, ob gepflanzt oder durch Samen selbst entwickelt. Er braucht für eine gesunde Flora und Fauna hauptsächlich nur Förster, ausreichend Forstmitarbeiter und Jäger, viel mehr nicht ! Der Wald muss gepflegt werden, dann dient er den Menschen wie vor tausend Jahren.

Was sind denn das für Umweltfreunde, die Natur vernichten, um Wildnis zu schaffen. Sie predigen Wasser und trinken Wein; mit anderen Worten, sie verstehen den Einsatz von Feuer und des Borkenkäfers als ein Teil von Wildnisentwicklung. Wildnis bedeutet doch nach ihrem Sprachgebrauch, keine menschlichen Eingriffe. Sie widersprechen sich, meine Damen und Herren!

Wildnis soll ein unzerschnittenes Gebiet von mindestens tausend Hektar Größe sein, das heißt, ohne Siedlungen, Straßen und Trassen, ohne menschliche Nutzung, zivile Einrichtungen und ohne visuelle Störungen. Das funktioniert so nicht. Landstraßen, Autobahnen, Stromleitungstrassen sind Teil unserer Kultur- und Siedlungslandschaft. Der Mensch braucht sie, genau wie den Wald zur Regeneration. Waldspaziergänge sowie Pilze und Beeren sammeln, helfen beispielsweise bei Depressionen und Stressbelastungen. Künstlich geschaffene Wildnis, die in Wirklichkeit keine ist, zerstört die vom Menschen angestrebte Natur, in der er sich erholen möchte. Erholungsgebiete, wie der Hochwald im Spreewald, werden ohne menschliche Pflege kaputtgemacht.“

„Berrendt!“, unterbrach einer mit seinem Zwischenruf, „hören sie auf, Wildnis ist in Deutschland realisierbar und sinnvoll, auch im Spreewald!“

„Vor zweitausend Jahren schätzungsweise“, antwortete Berrendt. „Man sollte mal in der Bibel nachschlagen. In einem heutigen mitteleuropäischen zivilisierten Land, wie Deutschland, eher nicht. Ausnahme sind Landschaften, die von ihrer Struktur her der Wildnis zugeordnet werden können, wie Hochgebirge.“

„Herr Berrendt, ihre Redezeit ist beendet.“

„Bin gleich fertig, nur das noch: Wer hat an der aktuellen Klimapolitik Schuld? Ich will es ihnen sagen, die gutgläubigen Wähler als Steigbügelhalter für unfähige Politiker, demzufolge wir alle, das Volk.

- Es vertraut den Wahlversprechen und wundert sich dann über darin versteckte inakzeptable Pläne.
- Es weiß nicht, warum plötzlich so viele Wälder brennen,
- es weiß nicht, dass es bei uns fast ausschließlich in Schutzgebieten und von Munition belasteten Wäldern brennt.
- Es weiß nicht, dass die brennenden Wälder von heute die Urwälder von morgen werden sollen. Wirkliche Klimaexperten bezweifeln das.“

„Herr Berrendt ...“

„Danke, ich bin fertig.“

Dr. Winzling versuchte nach Veranstaltungsende, Claudia Hägeminster zu erwischen. Die schenkte aber ihrem Chef keine Beachtung, versuchte lieber, mit Stefan Berrendt ins Gespräch zu kommen. So blieben ihm nur die mahnenden Worte: „Claudi, denk an deine Schulaufgaben!“

Stefan hatte indes Mühe, sich von der Hägeminster zu befreien. Er wollte unter keinen Umständen mit ihr zusammen zum Dorfklatschthema werden.

Gela erkannte, als Stefan nach Hause kam, dass er sich nicht in der besten Verfassung befand.

„Na, ist nicht so lobenswert gelaufen?“, empfing sie ihn.

„Dem Kuhsewicht glaube ich sonst kein Wort“, sagte Stefan.  
„Der scheint dieses Mal aber recht zu haben. Die Sache ist in Sack und Tüten. Wir können diskutieren, wie wir wollen, die Heide bleibt uns verwehrt.“

„Das verstehe ich nicht.“

„Es ist unverständlich. Weißt du was, ich spreche mit Thomas Bender darüber. Mit ihm wollte ich mich schon immer mal treffen. Am Sonnabend wird er an unserem Klassentreffen teilnehmen.“